

A photograph of several seagulls in flight over a body of water. The birds are captured in various stages of their wing strokes, with some showing dark wingtips and others showing lighter plumage. The background is a soft-focus view of the ocean with gentle waves.

Theres Roth-Hunkeler

Allein oder mit andern

Roman

e**b**...

Theres Roth-Hunkeler

Allein oder mit andern

Roman

»Die Leben, die wir uns vorgestellt haben, begleiten uns wie die, die wir tatsächlich leben, und manchmal wird uns bewusst, wie viele Leben wir verloren haben.«

Helen Macdonald, »H wie Habicht«

»Elternschaft ist ein langer Brief, den man schreibt und nie abschickt.«

Tilda Swinton, Schauspielerin

»Du wirst dein Leben lang mit dir selbst leben. Du kannst eine neue Geliebte finden, du kannst Freunde und Familie verlassen, verreisen, eine neue Stadt und neue Orte finden, du kannst verkaufen, was du besitzt, und dich von allem trennen, was dir nicht passt, aber solange du lebst, wirst du dich nie von dir selber trennen können.«

Tomas Espedal, »Gehen oder die Kunst, ein wildes, poetisches Leben zu führen«

I

Ich schneide gerne. Wie meine Schwester. Sie heißt Alice und ist Friseur. Schneiden ist sozusagen ihr Beruf, und dabei kommt sie Menschen nahe. Ich hingegen, Annabelle, schneide aus purer Freude. Geld kriege ich keines dafür. Collagieren ist zwar nicht einträglich, aber eine gute Stillbeschäftigung, und Schweigen ist in jeder Sprache leichter als Reden.

Hier finde ich immer wieder Federn von Möwen und anderen Wasservögeln. Haben sie noch nicht tagelang im Dreck gelegen, hebe ich sie auf und nehme sie mit. Zu Hause reinige ich sie vorsichtig und lege sie dann in einen Karton. Dort warten sie zusammen mit all dem andern Material, bis ich sie für meine Collagen verwenden kann. Wenn ich am Wasser entlangspaziere, wünsche ich mir oft, es segelte eine Feder, die ein Vogel eben im Flug verloren hätte, langsam durch die Luft, und ich könnte sie auffangen. Verlieren Vögel eigentlich Federn genau so, wie Menschen Haare verlieren?

Auch meine Lochmünzensammlung wächst. Bis jetzt sind es siebzehn Münzen, die ich alle auf eine Schnur gefädelt habe. Eine der Münzen ist norwegisch, sie lag auf einem Stuhl im Schlafzimmer, die andern sind von hier. Seit gut drei Wochen lebe ich in Kopenhagen, aber ich spreche kein Dänisch.

Oft wiederhole ich jene Spaziergänge, die ich zusammen mit Ólafur gemacht habe. Der Sommer ist nun endgültig vorbei, die Luft ist kühler, und die Winde nehmen an Stärke zu. Immer wieder denke ich an die Zeit, als es stets Tag war, Tag war es abends, Tag war es nachts, und wenn ich in aller Frühe erwachte, war es schon wieder oder immer noch Tag. Das viele Licht

hat mir gutgetan, überhaupt diese Zeit, verbracht bei Ólafur, in Norwegen. Den Mai, den Juni, den Juli. Zu Beginn des Augusts sind wir zusammen hierhergereist. Ólafur kennt die Stadt gut, wir haben lange Spaziergänge gemacht, weil ich Fahrradtouren nicht mag. Man kann nicht auf den Boden blicken auf einem Fahrrad. Wir haben längst nicht alle Sehenswürdigkeiten besichtigt, das könne ich selber noch tun, wenn er nicht mehr da sei, hat Ólafur gemeint. Zuerst aber müsse ich ein Gefühl für die Stadt bekommen, für ihre Plätze und Quartiere, für ihre spezielle Lage und die Wege entlang dem Wasser und auf dem Wasser, wo man von jedem Punkt aus Ufer sehen könne, so schmal seien die Meeresarme. Nach zwei Wochen ist Ólafur abgereist, weil er wieder arbeiten muss, während ich hier meinen Weiterbildungsurlaub beziehe, den ich auf ein Jahr verlängert habe, unbezahlt natürlich, denn was sind schon vier bezahlte Monate? Die ersten Wochen davon, im frühen Frühling, habe ich am Bett von Severin verbracht, meinem jungen Neffen. Als diese schwierige Aufgabe erfüllt war, bin ich nach Norwegen gereist, wie schon oft, zu Ólafur, und jetzt perfektioniere ich mein Englisch und erfülle damit in Kopenhagen die Weiterbildungspflicht. Eigentlich sollte ich dazu in London bei einer Familie wohnen und fleißig Konversation machen, aber ich möchte kein Gast sein. So bin ich nun hier, mausbeinallein, wie Alice sagt, wenn ich mit ihr telefoniere, in einer sparsam möblierten Dreizimmerwohnung, die Ólafurs Schwester gehört. Sie ist für ihren Job vorübergehend nach New York gezogen und hat mir ihre Wohnung überlassen, laut Ólafur, ohne mit der Wimper zu zucken, ausgesprochen großzügig, finde ich, kenne ich sie doch gar nicht.

Gestern hat der Englischkurs begonnen. Der Einstufungstest liegt bereits hinter mir, der erste Unterrichtstag ist auch über-

standen. Wir sind zu neunt in der Konversationsklasse, und wie erwartet sind außer mir nur junge Leute in der Gruppe, auf den ersten Blick lauter wohlgeratene Söhne und Töchter, ausgestattet mit den guten Wünschen ihrer Mütter, ganz international. Sie lernen für ihre berufliche Zukunft, sie brauchen dieses Sprachdiplom für ihre Karriere, sie schieben ein Zwischenjahr ein vor ihrem Studium, oder sie jobben ein wenig, und der Sprachkurs passt da perfekt. Das alles trifft auf mich nicht zu, und das habe ich in der Klasse auch erklärt, als wir uns einzeln vorstellen mussten. Ich bin Annabelle, habe ich gesagt, und fühle mich je nach Tagesform alt, jung oder etwas dazwischen, real bin ich fünfundfünfzig Jahre alt. Im Sprachkurs will ich mich in den Wortschatz vertiefen und in den englischen Fluss. Reden, reden. Und ich will die Zeit nutzen, um wieder zu collagieren, was ich schon seit Langem tue, aber in letzter Zeit vernachlässigt habe. Für beide Vorhaben bringe ich gute Vorkenntnisse mit. Dänisch spreche ich nicht. Davon verspreche ich mir Konzentration auf die englische Sprache, ohne jede Ablenkung. Zum Collagieren muss ich zum Glück gar nicht reden. Zu Hause bin ich Zeichnungslehrerin an einem Gymnasium. Seit ein paar Jahren nennt man das Fach Bildnerisches Gestalten. Ich habe nur noch eine Schwester, Alice. Was uns verbindet: Beide schneiden wir gerne. Wobei, Alice ist Friseurin, ich aber schneide alles aus, von dem ich denke, ich könnte es irgendwann gebrauchen: Bilder, Skizzen, Wörter, Fotos, Stoffstücke, Wollreste. Und ich sammle vieles, pflücke, hebe auf, greife, nehme. Mir stechen Dinge ins Auge, die andere übersehen. Noch was, als Kind habe ich meine Schwester Alice oft gequält, weil sie schlecht war in Rechtschreibung. Mehr gibt es, glaube ich, nicht zu sagen für den Moment.

Habt ihr Fragen an Annabelle, hat July, unsere Lehrerin, an dieser Stelle gefragt, aber alle haben mich bloß etwas verlegen

angeschaut und geschwiegen. Gut so. Ich will hier meine Ruhe haben. Bereits haben wir Homework gekriegt, ein paar Grammatikdinge. In erster Linie aber sollen wir uns Gedanken machen über unsere Ziele, die wir erreichen möchten. Wir sollen uns so vorbereiten, dass wir am nächsten Tag darüber erzählen können. Ich habe nur ein einziges Ziel, wieder mehr zu collagieren, Gedanken aber habe ich viele.

Ich schneide gerne und besitze viele verschiedene Schneidwerkzeuge. Scheren in ganz verschiedenen Größen, Messer, Messerchen, Cutter. Am liebsten schneide ich mit der feinen, etwa zehn Zentimeter großen Schere, die mir Alice vor langer Zeit geschenkt hat und die ich stets dabei habe. Dieses Instrument liegt gut in der Hand, wiegt leicht, ist scharf geschliffen, und sein Schliff nutzt sich nie ab. Alice hat dieses schöne Werkzeug in einem Fachkatalog für Friseurinnen bestellt. Hat sich vielleicht vorgestellt, den Pony von Kindern damit zu schneiden, aber dann hat sie mir die Schere geschenkt. Ich hatte sie besucht in ihrem Geschäft, sie hatte viel zu tun an jenem Tag, mir war langweilig, ich blätterte in alten Journalen und schnitt mit einer Nagelschere ein paar Dinge aus. Was ich schon seit ewigen Zeiten mache. Nimm die hier, sagte Alice, als sie mir über die Schultern blickte und sah, dass ich mich mit einer Nagelschere abmühte, und sie gab mir die Ponyschere, die ich schon nach den ersten paar Schnitten lobte. Du kannst sie mitnehmen, und auch dein Geschnipsel, bitte, fügte sie an, nach einem flüchtigen Blick auf meine ausgeschnittenen Trophäen, Tiere, Mäntel, Häuser, Handtaschen. Vor dem Feierabend fegte sie mit ihrem Besen, der stets voller Haare ist, die zerschnittenen Seiten, die weißen Rändchen und Rahmen zusammen, mitsamt dem dichten, dunklen Haar ihrer letzten Kundin, die eine Kurzhaarfrisur gewünscht hatte. Alice war dem Begehren nachgekommen und

hatte das prächtige, schulterlange Haar voller Eifer gekürzt, es landete zusammen mit meinen Papierschnipseln im Müll.

Ich schneide gerne. Seit Jahrzehnten schon. Papiere, Karton, Stoffe. Alles. Ich suche und finde, nehme und nehme weg, wende und entwende, zerschneide, schneide gerne ab, schneide aus, zerstückle, zerreiße, komponiere, schichte, setze neu zusammen und klebe die Lagen aufeinander. Neben unterschiedlichen Papieren sammle ich auch Dinge, die Menschen verlieren, Haarspangen, Zettel, Klammern, auch Material aus der Natur, Rindenstücke, Zapfen, Blätter, kleine Zweige, Schwemmholz, so Zeug halt. Bisweilen lange ich zu, nehme ich, was mir nicht zu steht, aber meist gelingt es mir, diesen Drang zu beherrschen. Am stärksten interessieren mich Bilder und Berichte von Tieren. Ich reiße sie heraus, überall, aus Zeitungen und Magazinen und lege sie in Schachteln, schon besitze ich einen veritablen Zoo, neben all den Kartons mit dem andern Material. Manchmal schneide ich einzelne Wörter aus, seltener ganze Sätze, aber am häufigsten Tiere, obwohl mir Tiere, mit Ausnahme von Katzen, suspekt sind. Ich halte sie nicht für harmlose Wesen, ganz und gar nicht. Wer weiß denn so genau, was Tiere tun, wenn wir nicht hinschauen, wer weiß so genau, was sie tun, nachts, wenn wir schlafen? Schließlich sei ja die Nacht die Zeit der Tiere. Vor manchen, die gar nicht besonders furchterregend sind, empfinde ich so etwas wie Angst, wobei, Angst ist zu viel gesagt, eher ist es ein tiefes Unbehagen, Fröschen und Mäusen gegenüber, zum Beispiel. Spinnen hingegen lassen mich kalt, überhaupt das Gekrieche, Gekrabbel und Gesumme, aber gegen Hühner und ihr Gegacker habe ich eine Aversion. Das alles werde ich morgen der Englischklasse gegenüber bestimmt nicht offenbaren, aber ich werde sagen: Ich interessiere mich für Tiere.

Täglich sammeln und üben wir in der Klasse die gebräuchlichsten Wendungen in englischer Sprache. Dazu hält July uns an, eigene Listen zu führen mit jenen Wörtern, die uns selbst am wichtigsten sind. Ich habe eine Datei angelegt und sie unter «Wichtige Wörter» abgespeichert. Einstweilen sind nur Namen aufgeführt: Ólafur, Luisa, Iris, Cora, Alice, Severin, Klara, Stefan. Das ist praktisch, Namen muss ich nicht übersetzen.

Heute sollen wir im Unterricht ausgerechnet Tiere aufzählen, die uns etwas bedeuten. Das trifft sich gut, denke ich doch an meinen Papierzoo, an das Vogelbuch, das ich gerade lese, »Von seltenen Vögeln« heißt es, und mein Lieblingsteil darin ist der erste, der sich den untergegangenen Arten widmet, und überhaupt liebe ich das ganze Buch, weil es Illustrationen enthält, Zeichnungen, doppelseitige Bilder, die ich aufklappen und ohne Textverlust ausschneiden und für meine Zwecke verwenden kann. Dass jemand sich von diesem Buch trennt und es in ein Antiquariat in Kopenhagen trägt, ist für mich zwar unvorstellbar, gleichzeitig aber ein gutes Glück.

Im Unterricht meldet sich nun Rose, eine junge Deutsche aus Berlin, die auffällt durch ihre direkte Art, die sich häufig einbringt und in den Pausen oft telefoniert, meist spricht sie dabei Dänisch.

Tiere, sagt sie, sollen wir aufzählen. Was gehen mich denn Tiere an? Zum Beispiel kenne ich keine Vögel, keinen einzigen. Ich kenne auch keine Pflanzen mit Namen. Solch altmodische Dinge interessieren mich nicht. Mich interessiert nur Musik.

Vögel pfeifen, Musik machen sie nicht, sagt July und lacht. Ihr habt zwanzig Minuten für eine etwas erweiterte Tierliste. Bitte.

Ich überlege mir, dass wohl alle Tiere gestorben sind, die es in meiner Kindheit gab: alle Vögel, auch die Greifvögel, und ihr Futter, die Mäuse, alle Käfer, alle Würmer, alle Insekten. Auch alle Schmetterlinge. Die Hirsche, die Rehe, die Gämsen. Die Murmeltiere, die Siebenschläfer, die Maulwürfe, die Ratten. Und alle Haustiere wie Katzen, Hunde, Hühner. Die Kühe. Die Schweine. Die Pferde. Alle nicht mehr da, alle schon längst nicht mehr da. Tot. Erlegt. Geschlachtet. Zerlegt. Gegessen. Verendet. Verwest. Verreckt. Wie alt werden Tiere überhaupt? Kleine Vögel haben ein kurzes Leben, denke ich, aber die großen? Die Bäume dagegen. Ihre beruhigende Gegenwart. Hoch gewachsen und tief verwurzelt und den Winden widerstehend, sind sie anwesend. Mit den Bäumen hat sich Severin beschäftigt, als er noch lebte. Wie alt werden mehrjährige Pflanzen? Wie viele Jahre alt?

Meine Liste, von der ich nur die Tiernamen übersetze, den Rest werde ich dann irgendwie erzählen, spontan:

- *Wie alt werden Geier und Bergadler? Vultures, eagles*
- *Was heißt Schabe in Englisch? Cockroach*
- *Stimmt es, dass Fische ein Leben lang wachsen? Fish*
- *Es gibt kein Tier, das von Natur aus Alzheimer entwickelt.*
- *Ich bespritze Wespen gerne mit Wasser, verfolge sie einzeln und fürchte mich vor dem Schwarm. Wasps*
- *Die spätsommerliche Aufgabe der Murmeltiere ist es, in der Sonne zu liegen und fett zu werden. Ihre Warnschreie im Ohr, gehe ich auf abschüssigen Pfaden. Zusammen mit Cora. Marmots*
- *Wie eigentlich kommen Schnecken auf die Welt, diese Wesen, die stets ihr Haus mit sich schleppen? Sie gehören zu den Weichtieren. Gibt es auch Harttiere? Snails*

- *Ihren Hund überließ Cora uns. Nur, niemand von uns wollte einen Hund haben. Dog*
- *Vielleicht übernehmen am Ende endgültig die Tiere. Die Nacht jedenfalls gehört den Fledermäusen, den Eulen, den Mardern, Füchsen und Waschbären. Bats, owls, martens, foxes, raccoons*

Reihum werden die Listen vorgelesen. Hunde spielen darin die Hauptrolle. Als ich ein wenig erzählt habe, fragt Tom: Sagt man dem eine Liste?

Spielt das denn eine Rolle?, antwortet Rose und wendet sich ihm zu. Ihrer Ansicht nach seien das irgendwelche Ministorys über Tiere, uninteressant. Aber, und nun dreht sie sich zu mir, wer Severin sei, wer Cora, das würde sie lieber wissen, als wie alt ein Bergadler werden könne.

Bleiben wir zuerst bei den Hunden, sagt July. Wer mag Hunde? Wer hasst sie und weshalb? Wer ist schon von einem Hund gebissen worden?

Oder gerettet, unter einer Lawine hervorgekratzt von einem Köter, sagt Rose, und alle lachen.

Wir haben einen Familienhund, meldet sich Felix, wohl der Jüngste der Gruppe, ein Niederländer, der hier bei Verwandten wohnt. Er hat rote Haare und ein paar Pickel im Gesicht und himmelblaue Augen. In zwei Jahren wird er eine Schönheit sein. Der Familienhund sei ein Schäfer, er heiße Marx und sei schon über zehn Jahre alt.

Kann ein Schäferhund ein Familienhund sein?, fragt Melanie, die einzige Dänin in der Gruppe, aber nur auf dem Papier, wie sie betont hat. Müssen Familienhunde nicht zwingend Labradore sein? Und darf ein Familienhund den Namen Marx tragen? Was ist überhaupt ein Familienhund?

Einer, der zur Familie gehört halt, sagt Felix, und wieder la-

chen alle. Einer, der nicht jemand Bestimmtem gehört in der Familie, sondern eben allen, präzisiert er und tut so, als habe er das Gelächter nicht gehört. Einer, den alle mögen und der auch alle mag.

Wie niedlich, sagt Rose.

Was ist überhaupt eine Familie?, fragt nun Laura, die aus einem winzigen Kaff in Südspanien stammt. Dann ist Ruhe, und alle Augen gehen zu July.

Wunderbares Thema, ist ihre Reaktion. Interessant übrigens, wie wir den Weg dahin gefunden haben, über den kleinen Umweg über die Tiere nämlich.

Ich soll also schon bald über Familie erzählen. Ein paar Sätze bloß sollen wir schreiben. Meine Familie in ein paar Sätzen. Ólafur gehört nicht zur Familie. Außer mir kennt er kein weiteres Familienmitglied. Alle wissen von ihm, aber niemand hat ihn bis jetzt zu Gesicht bekommen. Wünschen wir uns nicht alle eine andere Familie? Eine andere Wohnung, andere Möbel, einen andern Körper, ein anderes Alter, andere Kinder und einen andern Beruf? Nur, wozu? Was würde das ändern? Wichtiger sind gelegentlich ein anderer Himmel und eine andere Sprache, dazu Klänge von Musik. Jetzt wäre das richtige Licht für einen langen Brief, Vorabend und der Himmel bereits herbstgrau. Noch langsam, aber unablässig rückt der Winter näher. Die Landschaft, in der Ólafur lebt, kenne ich nur vom Sommer. Wie es dort im Winter aussieht und wie sich die dunkle Jahreszeit anfühlt, kann ich mir nicht wirklich vorstellen. Ólafur schulde ich noch eine Antwort. Wann soll ich dich besuchen, hat er gefragt in seiner letzten E-Mail.

Ich soll schon bald über Familie erzählen. Meine drei erwachsenen Töchter heißen Luisa, Iris und Cora. Ehrlich gesagt, mag ich ihre Namen nicht besonders, wobei, Luisa ist okay, Iris,

na ja, aber mit Cora habe ich zu Beginn tatsächlich immer einen Hund assoziiert, und zwar einen weißen, kläffenden Spitz. Stefan, der Vater der Töchter, hat die Vornamen ausgewählt. Ich ließ ihm freie Hand, weil er aus der Wahl der Vornamen keine Farbengeschichte machen wollte, wie er sich ausdrückte. Was er ja auch mit den gewählten Vornamen nicht verhindern konnte. Luisa ist nachtblau, Iris ist giftgrün, und Cora ist weiß in meinem Kopf. Mir hätten für unsere Töchter schlichte Namen besser gefallen wie zum Beispiel Marie, Eva und Lea. Stefan aber wollte eine Luisa, eine Iris und eine Cora. Voilà.

Erwachsene Kinder sind immer unterwegs, immer auf Durchreise. Ich habe es satt, mit Luisa und Iris stets per SMS zu kommunizieren oder per Skype und Facetime. Ich mag es nicht, wenn die Töchter mich sehen beim Telefonieren, einander zuhören genügte mir. Cora hingegen würde ich gerne sehen und gerne hören, leider meldet sie sich seit längerer Zeit wieder nicht mehr bei mir.

Ich soll über Familie erzählen. Manchmal gelingt es mir, meine Familie zu vergessen. Mit dreiundzwanzig verbrachte ich ein Gastsemester in Paris. So ähnlich fühle ich mich gelegentlich hier in Kopenhagen. Ich denke zwar an die Töchter, sogar an Stefan denke ich, aber es gibt Zeiten, da blende ich sie alle aus, überspringe ich diesen Teil meiner Biografie, als wäre hier eine andere Zeit. Im Unterricht gelingt es mir am besten, gebe ich mich doch als familienlos aus. Ein wenig experimentieren, ein wenig spielen und üben, das sind ja unsere Aufgaben, und die nehme ich ernst. Überhaupt kommt mir mein Leben in Kopenhagen anders vor, obwohl, im Grunde ist es gleich, es spielt bloß vor einer andern Kulisse. Man kauft ein, kocht, isst, geht spazieren, liest, klebt, schneidet, schläft oder ist wach. Schon seltsam, bewusst aus dem vertrauten Alltag herauszutreten, nur um sich sogleich wieder einen neuen Alltag zu schaffen, ein paar

hundert Kilometer weiter weg. Allerdings, hier bin ich allein und kann mich über Stunden meinen Kisten widmen. Stefan hat mir einige geschickt. Sie standen noch zu Hause, in meiner Dachwohnung, denn zuerst bin ich nur mit kleinem Gepäck gereist.

Bereits hat mich Luisa hier besucht. Wir waren zusammen im Zoo. Mir hat am besten eine alte Echse gefallen, die gerade am Fressen war und sich nicht stören ließ, als wir sie dabei beobachteten. Sie hat ihr Futter gemümmelt, wie es zahnlose Greise tun. Und sie hatte nichts an sich, das den Streichelimpuls weckt. Mich hat die Beschaffenheit ihrer Haut interessiert, das Schuppig-Mosaikartige, auch die Farben, dieser schimmernde Ton.

Mehrfach habe ich die Echse fotografiert, und ich habe Luisa fotografiert, wie sie aufmerksam das Tier beobachtete mit einem wachen und freundlichen Ausdruck auf dem Gesicht, der sich, so kommt es mir vor, wenn ich die Bilder jetzt wieder betrachte, auch auf die Echse übertragen hatte. So ist Luisa. Aufmerksam, konzentriert, freundlich. Und sie hat den richtigen Beruf gewählt. Das denke ich jetzt und denke ich immer dann, wenn sie mich massiert. Luisas begabte Hände, die genau ausmachen, wo der Nacken schmerzt, wo die Schultermuskulatur verspannt ist, ihre Hände, die noch viel mehr lesen. Luisa weiß wohl am meisten von mir. Sie ist neunundzwanzig Jahre alt, Physiotherapeutin, vor einem Jahr hat sie zusammen mit zwei Kolleginnen eine Praxis gegründet. Das Geschäft laufe schon recht gut, hat sie erzählt, hätten sie doch alle drei vorher in verschiedenen Spitälern gearbeitet und dort das Vertrauen der Ärzte gewonnen, die ihnen nun Patienten zuwiesen. Es liteten ja immer mehr Menschen an Verspannungen, Verkrampfungen, Verletzungen, kein Wunder beim heutigen Stress. Auch sie drei müssten vorsichtig sein, um nicht in die gleiche Spirale



Theres Roth-Hunkeler, geboren 1953 in Hochdorf Luzern, war im Erstberuf für kurze Zeit Lehrerin, danach Erwachsenenbildnerin, Journalistin, Autorin und schon immer Leserin. Von 2001 bis 2017 arbeitete sie an der Hochschule der Künste Bern (HKB) als Dozentin und begleitete Studierende bei ihren Textprojekten.

Die Autorin hat neben zahlreichen Erzählungen und Aufsätzen vier Romane publiziert, zuletzt *Was uns blüht* (2009). Sie lebt in Baar bei Zug und oft in Berlin.

www.roth-hunkeler.ch